

HEFTE AUS TAIZÉ

21

frère Pierre-Yves

In Gott zu Gott hin

Drei Meditationswege

Einführung

Wie könnte man sich so auf das persönliche Gebet vorbereiten, dass der Weg dahin selbst schon zum Gebet wird? Der erste dieser Wege schlägt dafür eine mögliche Form vor.

Welchen Gott suche ich und rufe ich an? Das ist die Frage, welcher mit einer Meditation über Gott der zweite Weg nachgeht.

Wie kann die Erinnerung helfen, aus einer inneren Not herauszufinden? Der dritte dieser Wege möchte darauf eine Antwort andeuten.

Jeder dieser Wege ist bewusst kurz gehalten. Es sind Skizzen, die nicht den Anspruch erheben, alles sagen zu wollen.

EIN ERSTER WEG

Wir möchten in den folgenden Seiten einen Gebetsweg vorschlagen, mögliche Teilstücke einer Meditation zur Vorbereitung des Gebets, Teilstücke, die aber selbst das Gebet schon in sich tragen. Wir gehen dabei von einer Reihe kurzer Wörter aus, die man beim Reden und zuvor schon beim Denken braucht ohne eigentlich darauf zu achten. Es sind Präpositionen, die einander nach einer spirituellen Logik folgen: *für, von, aufhin, durch, in, vor, mit.*

Für dich, Herr und Gott

Ich möchte, dass die Auszeit, die ich mir nehme, einfach *für dich* sei, ohne irgend einen Zweck, ohne dass ich irgendetwas zurück erwarte, ohne nach bestimmten Empfindungen zu suchen, ohne mich in der Vordergrund zu stellen. Ja, *für dich* soll sie sein, in Dankbarkeit und ohne Hintergedanken, in einem bewussten Lobpreis, einzig auf der Suche nach dem, was dir gefällt. Das kann allerdings nicht in einer derart „reinen“ Zwecklosigkeit geschehen, dass ich davon wie ausgeschlossen, wie abwesend wäre, ohne dass es mich auch persönlich betrifft. Denn man kann dir nicht gefallen, ohne alles zu tun, um sich in dir zu gefallen. Zu willst ja nicht isoliert bleiben, du denkst dich nicht ohne uns, du bist Gemeinschaft, das Angebot eines Bundes. Deine Freude setzt die unsere voraus.

Und dennoch will ich wirklich *für dich* da sein und – so gut wie möglich – allein auf deine Gegenwart achten. „Dir allein sei Ehre“, wie Johann Sebastian Bach zu sagen pflegte. *Für dich*: Das setzt eine gewisse Selbstvergessenheit voraus, so etwas wie ein Verlassen meiner selbst, ein mich Aufschwingen aus mir selbst hinaus, und aus allem, was mich auf mich selber zurückwirft. *Für dich* vor allem aber auch, weil du Alles bist: Ich bin für dich nicht Begrenzung und du nicht für mich. Du kennst keine Grenzen: Du hast in dir Raum geschaffen für unsere Existenz, für unsere Freiheit, für unsere Verantwortung. Du bist alles, und bedarfst unser nicht. Und doch legst du Wert auf uns, auf unsere Antwort, auf unsere Gegenwart als Echo auf die deine. Es ist, als ob du unserer Liebe tatsächlich bedürfen wolltest, um dich selber zu sein.

Ich möchte dir alles geben, was zu mir gehört, wenigstens in dieser Auszeit, die ich mir *für dich* nehme. Doch „alles, was zu mir gehört“ steht mir nicht einfach so zur Verfügung. Schlecht und recht versuche ich mich deshalb zu sammeln, um mich dir darzubringen. All das möchte ich andeuten mit dieser Zeitspanne, die ich dir weihe. Sie sei *für dich*, du Sonne meines Lebens, Grund meiner Herkunft, Ziel meiner irdischen Wanderschaft und schönes Leuchten hinter diesem Horizont.

Alles kommt von dir, und also verdanke ich dir auch mich selber, du Quelle meines Lebens. Ich erkenne, dass du mich geschaffen hast, nicht so sehr für dich als vielmehr „auf dich hin“ (*ad te*, sagte Augustinus). Du lädst mich ein, dein Partner zu werden im unermesslichen Plan deiner Schöpfung und deiner Neuschöpfung. Darum möchte ich *für dich* sein, ganz besonders jetzt, wo ich um deine Gegenwart bitte, einfach so, ohne anderes vorzuhaben, ohne Hintergedanken und, wenn möglich, auch ohne mich um anderes zu kümmern.

Von dir, Herr und Gott

Doch wie könnte ich für dich da sein wollen ohne zuvor zu erkennen, dass ich *von dir* bin? Gewiss, dass ich zu dir bete, mich nach dir sehne, dich suche, das kommt von mir; aber der Impuls dazu kommt aus dir. Immer bist du der Erste, der uns sucht, der uns ruft und sich nach uns sehnt. Und du bist auch als Erster da bei diesem Stelldichein des Gebets. Viel grundsätzlicher noch hast du aber als Erster

mein Leben gewollt, dieses Leben, das hier auf Erden beginnt, aber weit, weit darüber hinausreicht.

Alles kommt von dir, und auch ich komme von dir. Du lässt nicht nach, in allem nach mir zu rufen, in den Ereignissen, in der Art wie ich sie erlebe und ihnen Sinn verleihe. Auch in den Ereignissen, von denen das Erste Testament berichtet und im Wort der Propheten, die darauf geantwortet haben; im menschlichen Leben und im Wort deines Gesalbten; und – geheimnisvoller noch – im inneren Zeugnis des Heiligen Geistes, durch das Christus nach seiner Auferstehung in der Geschichte weiter gegenwärtig ist.

Anders als jene, die dich abwesend wähen und deine Abwesenheit zu begründen suchen, anders auch als das Gefühl, das einen manchmal beschleicht, du wärst rein passiv und liessest allem seinen Lauf, möchte ich deine aktive Gegenwart wahrnehmen in meinem Leben und vor allen Dingen in meinem Beten. Von da aus kann ich dann – undeutlicher zwar – auch deine Gegenwart in der Welt zu ahnen beginnen. Selbstverständlich ist dies nicht, denn du bist nicht von dieser Schöpfung. Scheinbar greifst du nicht direkt ein; oder besser: du greifst nicht so ein, wie wir es erwarten, wie wir es selber täten. Doch müssen wir auch daraus schliessen, dass du weder gegenwärtig, noch auf deine Weise aktiv bist? Versuchen wir uns doch vielmehr vorzustellen, dass du – üblicherweise und ausser im Fall von Wundern – nicht hinter den Ereignissen steckst, um sie hervorzubringen, sie zu benützen oder zu verändern; sondern dass du vielmehr, wie von vorne, die Geschichte – meine eigene und jene der Welt – ihrer künftigen Erfüllung entgegen ziehst, und zwar meist, ohne dass wir wüssten, wie du das tust. Und dennoch: „Alles hat in

ihm seinen Bestand“ (Kolosser 1,17), so wird von Christus gesungen. Oder wie Paulus es vom Vater sagt: „Denn aus ihm und durch ihn und auf ihn hin ist alles.“ (Römer 11,36)

Auf dich hin, Herr und Gott

Wenn auch alles von Gott kommt und er selbst uns entgegen kommt, soll das für mich ein Grund sein, nur passiv auf ihn zu warten? – gleichsam zu sagen: Soll er nur kommen! Natürlich nicht. Wie wir gesehen haben, gehört es zu meinem Wesen als Gottes Geschöpf, *auf Gott hin* zu sein. Jesus ist durch die Geschichte der Menschen gegangen, um für uns zum Durchgang, zum Pascha, zu werden auf Gott hin. „Von der Erde erhöht“, zieht er alles zu sich (Johannes 12,36). Möchte ich doch, Gott, mich so zu dir hin ziehen lassen, dass es zu meiner Antwort auf dein Kommen wird!

Vereint und vermittelt durch Jesu eigenes Beten, möchte mein Beten eine Bewegung werden *auf dich hin*, Gott, eine Dynamik, die mich mitzieht zu dir. Eine solche Bewegung ist ein geistliches Abenteuer, ein Hinausgehen aus mir (aber nicht ohne mich!), ein Wagnis, das einen gewissen Mut voraussetzt, das Wagnis des Glaubens, denn man weiss im Voraus nicht, wohin es uns führt. Man muss sich vorwagen auf unbekanntes Gelände, hat vielleicht Angst vor der Leere, wie ein Schwindelgefühl vor dem Abgrund, denn in gewisser Weise stellst du für uns ein Land dar, das wir erst noch entdecken müssen. Werde ich dich finden

können? Werde ich dir begegnen oder in einer weglosen Wüste umherirren?

All das setzt grosse Achtsamkeit voraus, viel Konzentration und tiefe Innerlichkeit. Aber auch viel Geduld, um immer wieder zurückzukommen von den Abwegen der Unachtsamkeit. Werde ich all das aus eigener Kraft erreichen müssen, einzig mit dem guten Willen, den ich schlecht und recht aufzubringen suche? Natürlich nicht. Denn da kommt uns eine neue Präposition entgegen:

Durch dich, Herr und Gott

Nicht, dass du die Arbeit an meiner Stelle tust. Du nimmst nicht meinen Platz ein, du schenkst ihn mir und überlässt mir meine volle Verantwortung dafür. Du allein kannst durch deinen Heiligen Geist mit mir und in mir so wirken, dass du mir nichts von meiner Freiheit nimmst – sondern diese im Gegenteil begründest und entfaltest. Ohne mich im Geringsten zum Kinde zu machen, willst du, dass ich so erwachsen werde wie nur möglich. *Durch dich*, dank dir, komme ich also zu dir, doch der da kommt, bin wirklich ich selbst.

Du nimmst mich bei der Hand, so wie Jesus es tat, als Petrus aus Angst vor den Wellen in den Fluten zu versinken begann; du hast es so bestimmt, dass der Geist meinen Willen von innen durchdringt: So, Vater, nimmst du mich in deine Herrlichkeit auf (vgl. Psalm 73,22f). Da staune ich denn und fühle mich voll neuer Kraft: Du selbst hast dich mit mir auf die Suche nach deinem Antlitz gemacht.

Und dies ist ganz wichtig: Dank deiner Begleitung auf dem Weg, der *durch dich* zu dir führt, entdecke dich ich deutlicher, erkenne ich dich besser, und dies erspart es mir, an einen falschen Gott zu geraten: an den Gott, den ich immer wieder nach meinem eigenen Bild mir vorstellen möchte, den ich auf das reduziere, was ich verstehen kann, statt an dich, der du nicht aufhörst mich zu dir hinzuziehen über alle Bilder hinaus, mit denen mich zu begnügen ich versucht sein könnte. Kurz: mein Suchen geht von dir aus, der du zu mir gekommen bist, und es strebt zu dir hin, der du mich erwartest und begleitest. Weil du alles bist, bleibt meine Sehnsucht nach dir auch dir nicht äusserlich.

Einen solchen Weg auf Gott hin könnte man schon als ein völlig genügendes Ziel betrachten: ihn suchen, immer weiter, immer tiefer, auf immer geheimnisvollere Weise. Und dennoch: dieses Suchen strebt auf ein Ziel hin, wenn auch nur für eine Weile, auf ein Ruhen hin, auch wenn es in diesem Leben und in dieser Welt nicht dauerhaft sein kann.

In dir, Herr und Gott

Man geht zu Gott, um in ihm sich selbst zu finden und zu entdecken. Gott ist schon in sich selber Gemeinschaft, und dazu lädt er auch uns ein. Hier bin ich denn, Herr, um mit dir zu sein, so nah, dass du mir einen Platz bereitest *in dir*; so nah, dass dein Wille und meiner einander immer näher kommen. Paulus erklärt es uns so: Der Geist macht sich im Beten „mit wortlosen Seufzern“ – also ohne das Gebet an unserer Stelle zu formulieren, sondern so, dass er

es uns von innen heraus eingibt – derart eins mit unserer Sehnsucht, dass Gott, wenn er unser Herz auslotet, darin seine eigene Sehnsucht wieder findet, ausgedrückt durch den Geist (vgl. Römer 8,26f).

Wenn ich durch dich zu dir komme, so werde ich aufgenommen in die Gemeinschaft mit dir und entdecke diese als etwas ganz Dynamisches. Du, Vater, hältst dich darin ein wenig im Hintergrund, denn du hast alles deinem Sohn und dem Geist übergeben, und sorgsam werde ich von diesen deinen beiden Händen aufgenommen. Dein Sohn ist das Antlitz, das du uns zuwendest, und er bleibt für immer das menschliche Antlitz, an dem ich dein Geheimnis entziffern darf. Dieser hat uns seinen Geist – der auch der deine ist – gegeben, und durch ihn hast du in mir Wohnung genommen. Beide, der Sohn und der Geist, führen uns nun zurück *in dich*, Vater, als zu ihrer Quelle. So bin ich denn wirklich aufgehoben im Geheimnis deiner Dreifaltigkeit.

Dieser ganze Gedankenweg ist nötig, um eins zu werden in mir und mich hinzuführen zu Gott, zum wahren Gott. Doch in dieser Gemeinschaft mit ihm ist die Zeit nun gekommen, den Weg der Bilder und Gedankengänge hinter uns zu lassen und uns von ihm über alle Worte und Gedanken hinaus tragen zu lassen. Die Zeit ist gekommen, meinen Geist zu befreien und zu vereinfachen und meine Liebe über sich hinaus wachsen zu lassen. Die Zeit ist gekommen, im Beten einfach in Gott zu bleiben, möglichst ohne Bilder und Gedanken, in einem Aufschwung reiner Liebe und unterstützt vom Glauben in seiner radikalsten und einfachsten Form. Das hat sowohl mit einem Ruhen des Geistes und mit innerem Frieden und Stille, also mit

einer gewissen Passivität zu tun, wie auch mit einer äussersten Konzentration, aber ohne verkrampfte Willensanstrengung.

Vor dir, Herr und Gott

Wenn man nicht über eine besondere Begabung oder eine lange Gebeterfahrung verfügt, scheint es schwierig, längere Zeit in diesem Schwebezustand des Geistes, in dieser Erfahrung tiefer Gemeinschaft mit Gott zu verweilen. Doch statt dann plötzlich und vielleicht mit Bedauern oder einem Gefühl des Scheiterns aus diesem Zustand herauszutreten, kann ich auch *vor dir* bleiben, Herr und Gott – indem ich nämlich deiner Gegenwart gewärtig bleibe, dir zugewandt, der du dich mir zuwendest. Man ist dann zwar zurück in der Welt der Bilder und Ideen, aber diese sind spärlicher geworden und auf das Wesentliche beschränkt.

Dieses Gegenwärtig-Bleiben gehört zu einer Weisheit, die aus Gottes Weisheit fliesst. Im Lateinischen, der Sprache unserer Väter im Glauben, hat Weisheit auch etwas mit Schmecken zu tun (*sapientia – sapor*). Ohne dass ich mich selber suche, darf ich gelegentlich deine Gegenwart schmecken, o Gott. Ich darf es nicht nur, ich werde dazu gar ermutigt als zu einer Art dich zu ehren, dir zu danken und die Gemeinschaft mit dir symbolisch zu geniessen.

Mit all denen, die dich suchen, Herr und Gott

Wie einsam ich im Beten auch sein mag, wie dicht die Nacht und wie tief das Schweigen, unsichtbar sind sie bewohnt von all denen, die ebenfalls nach dir suchen – ganz zu schweigen von der Wolke der Zeugen, die bei dir auf uns warten, um nicht ohne uns zur Vollendung zu gelangen (Hebräer 11,40). Ihre stille Gegenwart ist derart diskret, dass sie meine Intimität mit dir nicht stört, sondern sie unterstützt und vertieft. Wie könnte man dir begegnen und dabei deine Freunde vergessen oder von ihnen absehen? Wie könnte ich anders als mich in Demut und unendlicher Dankbarkeit zu ihrer brüderlichen Gemeinschaft hinzu zu gesellen im Himmel und auf Erden? Wie könnte ich mich nicht danach sehnen, an ihrem Gebet und ihrer Liebe teilzuhaben? Wie diese Dimension deiner grenzenlosen Gnade gering achten?

Alles, was hier gesagt wurde, ist nicht mehr als ein Vorschlag. Ausgehend von diesen oder von anderen Präpositionen, in diesem oder in einem anderen Sinn, sei der Leser eingeladen, seinen eigenen, persönlichen Weg zu finden, der ihn zum Beten und ins Beten hinein führt.

EIN ZWEITER WEG

Wenn du „Gott“ sagst, woran denkst und mit wem sprichst du dann? Es ist nicht überflüssig, sich dieser Frage zu stellen.

Geschieht es uns beim Beten nicht öfter als uns lieb ist, dass wir Worte sprechen oder lesen, ohne uns wirklich bewusst zu werden, was wir sagen, wie geistesabwesend? Es kann auch geschehen, dass wir zwar aufmerksam auf die Worte achten, die wir sagen, ohne uns aber bewusst zu werden, an wen wir diese richten. Man sagt „Herr“, bleibt dabei jedoch derart vage, dass man nicht einmal recht weiss, ob wir damit den Vater oder Jesus ansprechen. Das ist dem gegenüber respektlos, was die Offenbarung uns erkennen lässt.

Versuchen wir also in den folgenden Seiten, einen Weg aufzuzeigen, mit Gott hin zu einer intimen Gemeinschaft mit ihm zu gelangen. Wir wissen wohl, dass kein Begriff ihn umschreiben und kein Name auf ihn zutreffen kann. Immer reicht Gott unendlich über alles hinaus, was wir von ihm denken und uns vorstellen können. Über all unsere Vorstellungen hinaus und jedem Zugriff entzogen wohnt er im unzugänglichen Licht (1 Timotheus 6,16). Doch wir können nicht an ihn denken, wir können ihn weder lieben noch uns an ihn wenden, ohne uns von ihm ein gewisses Bild zu machen, ohne bestimmte, so gut wie möglich ausgewählte Begriffe zu verwenden, die uns von ihm sprechen oder es uns ermöglichen, uns an ihn zu wenden. Solche Begriffe können immer nur Annäherungen sein, symbolisch in dem Sinn, dass sie zu unserer menschlichen Sprache auf Erden gehören, aber ein unaussprech-

lich Anderes meinen. Was sie meinen, fangen sie nicht ein, sondern weisen darauf hin.

Sich an Jesus zu wenden ist einfacher, denn die Evangelien zeichnen uns ein Bild von ihm, das Bild eines Menschen, den man sogar darstellen, zeichnen oder malen kann. Doch wir möchten ihn ja auch in seiner ewigen Göttlichkeit, im Unvorstellbaren seiner Auferstehung, in seiner universellen Mittlerschaft ansprechen, er, das Haupt, in dem die ganze Menschheit, ja die ganze Schöpfung in ihrer Unermesslichkeit vereint und zusammengefasst sind.

Um von Gott zu sprechen, bieten sich uns spontan weniger Möglichkeiten an. Der Begriff „Gott“ sagt an und für sich nicht allzu viel aus: Er ist sehr allgemein und wird in vielfältigster Weise verwendet. Spreche ich ihn jedoch mit „mein Gott“ oder „unser Gott“ an, so sieht schon alles anders aus. Auch wenn ich ihn „Gott unserer Väter“ nenne, mit allem, was darin von seiner Treue mitschwingt. Oder „der Gott des Bundes“, wo auch das ewige Vorhaben mit angesprochen ist, für das sich Gott in der Geschichte engagiert von der Schöpfung bis hin zum ewigen Reich, das, was Paulus „das Geheimnis“ nennt.

Fels

Damit wir an Gott denken und ihn lieben zu können, schlägt uns das Alte Testament und schlagen uns insbesondere die Psalmen eine ganze Reihe sehr konkreter Hilfen vor, sehr fragmentarische, offensichtlich nicht wörtlich gemeinte Bilder, deren Symbolik jedoch umso stärker

wirkt, als sie uns überrascht. Eines dieser Bilder kommt immer wieder vor: der „Fels“. Es deutet etwas Festes, etwas Solides an, das, wenn nötig, auch zur Zuflucht werden kann. Wenn etwa die Ebene rund herum überschwemmt ist, oder man von einem Stier verfolgt wird... Ein Fels auch, auf dem dessen Fuss festen Grund findet, der in den Sanddünen zu versinken droht. Ergänzt wird das Bild noch durch dieses Psalmwort: „Führe mich hinauf auf den Felsen, der mir zu hoch ist.“ (Psalmen 61,3) Ein bedeutungsschwangeres Bild für den, der beim Klettern auf eine Stelle trifft, die ihm zu schwierig ist, und an der er weder vor- noch rückwärts weiterkommt. Was tun? Welche Erleichterung, wenn er dabei zwischen zwei Klimmzügen auf die Hilfe eines gut gesicherten Seils zählen kann.

„Fels“: was könnte man sich Festeres, Gegenwärtigeres, Unumstösslicheres überhaupt vorstellen? Als Bild Gottes bringt der Fels dessen Gegenwart und Wirklichkeit ausgezeichnet zum Ausdruck: Gott ist keine Idee, keine Abstraktion. Er ist wirklicher als ich selbst, wirklicher als meine eigene Existenz.

„Gesegnet sei der Herr, mein Fels, der meine Hände den Kampf lehrt (...). Meine Gnade und meine Festung, meine Burg und mein Retter, mein Schild, bei dem ich Zuflucht suche“ (Psalm 144,1f). All diese Bilder setzen voraus, dass der Schutz nicht zur Flucht oder zur Passivität verleitet, sondern im Gegenteil mobilisiert und eine Auseinandersetzung ermöglicht.

Liebe

Von Gott wird weiter gesagt, er sei „meine Liebe“, und dies in doppeltem Sinn: der mich liebt und den ich liebe. Es ist dies ein Begriff, der weiter und tiefer reicht als der vorherige. Zwar wird das Wort „Liebe“ so oft und so unterschiedlich gebraucht, dass es uns vielleicht gar nicht mehr richtig treffen kann. Doch zum Glück geht es oft mit Obertönen einher: Gott als „Sonne“, Gott „mein Besitz und Becher, mein Glück ist nur bei dir.“ (Psalm 16,5 und 2), „Herr, mein Licht und meines Lebens Zuflucht“ (Psalm 27,1). All diese Ausdrücke sagen, wie unendlich wertvoll und lieb er uns ist. Das geht so weit, dass ein Psalm uns gar einlädt, mutig zu sagen: „Deine Liebe ist besser als das Leben“ (Psalm 63,4) – ja, als mein Leben! – und weiss Gott, wie lieb mir mein Leben doch ist.

Angesicht

Die Schwäche obiger Bilder ist die, dass sie an sich keine Gegenseitigkeit unter Personen andeuten. Man denke jedoch an all die zahlreichen Stellen, in denen vom „Antlitz“ Gottes die Rede ist – ein Wort, das man vielleicht besser mit „Angesicht“ übersetzt. Dieses Wort spricht klar die Achtsamkeit eines Blicks an, der auf mir ruht, aber auch die Erwartung, dass ich diesen Blick erwidere. Wenn ich dieses Angesicht suche, so deshalb, weil mein Herz Gottes Anruf gehört hat: „Suchet mein Angesicht“. Deshalb kann ich ihn dann auch bitten, sein Angesicht nicht vor mir zu verbergen (Psalm 27,8f). Hier drückt sich also sehr

klar die Gegenseitigkeit der Zuneigung und des Vertrauens aus. Es geht darum, einander gegenwärtig zu sein.

Vater

Wir kommen nun zum Namen schlechthin, der uns grösstenteils von Jesus selber herkommt: Vater. Im Alten Testament wird Gott manchmal als Vater des Volkes oder als Vater des Königs bezeichnet – wie auch in der ägyptischen Kultur. Für das Neue Testament ist Gott vor allem einmal der Vater Jesu, und dann, weil wir mit Jesus Gemeinschaft haben, auch der Vater von uns allen, soweit wir jedenfalls das Geheimnis Christi – seine Göttlichkeit und seine Menschlichkeit – bekennen und entschlossen sind, Gottes Willen zu tun, so wie Jesus ihn offenbart.

Natürlich ist uns dieser Gottesname darum bedeutsam, weil wir emotionale Erfahrungen mit unserem irdischen Vater gemacht haben, und dies nicht ohne die Ambivalenzen, die von den Begrenzungen und möglichen Störungen unserer Elternbeziehung herrühren. Gott als Vater ist aber nicht einfach die – wenn auch idealisierte – Projektion eines irdischen Vaters. Das ist die Gefahr dieses Namens. In Wirklichkeit verhält es sich jedoch gerade umgekehrt: Das Vatersein Gottes, wie es Jesu erfahren hat, begründet, beschreibt und symbolisiert jede menschliche Vaterschaft und gibt ihr seinen Namen.

Jesus lehrt uns mit ihm zu beten: „Unser Vater im Himmel“. Doch es ist vor allem die Art, wie er als Mensch Sohn war, die uns den Vater offenbart. Es ist ein grosszügiger, ja verschwenderischer Vater, der zu seinen Kindern

sagt: „Alles, was mein ist, ist dein“ (Lukas 15,31) – zu dem, der heftig seine Freiheit fordert, wie auch zu dem, der aus Angst vor ihm kuscht, wobei ihm beide misstrauen und ihn der Eigensucht verdächtigen. In diesem Sinn sprach auch Jesus zu seinem Vater: „Alles, was mein ist, ist dein, und was dein ist, ist mein, und in ihnen bin ich verherrlicht“ (Johannes 17,10). „...in ihnen“, weil sie am Auftrag dieses derart vertrauensvollen und nachsichtigen Vaters teilhaben, der sein ganzes Werk der Schöpfung und der Neuschöpfung seinem Sohn anvertraut und – sinngemäss – einem jeden von uns und uns allen zusammen.

Jesus lehrt uns auch, worum wir den Vater im Himmel bitten sollen: Am Ende geht es um das Brot, um das Löschen unserer Schuld, vorausgesetzt, dass wir dies auch für andere tun, um den Schutz in der Versuchung und dem Bösen gegenüber. Dies aber nur, damit wir vorerst und hauptsächlich um Dinge für Gott bitten können, die uns stark mit einbinden: um das Heiligen seines Namens, um das Kommen seines Reichs, heute und bald, um das Erfüllen seines Willens.

Macht uns unsere Beziehung zum Vater zu seinen Kindern und zu Brüdern und Schwestern Jesu, so weist sie jedoch auch über sich hinaus: Jesus nennt diejenigen, denen er die Pläne seines Vaters enthüllt, seine „Freunde“ (Johannes 15,15). Dies zeigt, dass er uns keineswegs von oben herab wie kleine Kinder behandelt, sondern dass uns Gott vertrauensvoll an seinem grossen Vorhaben teilnehmen lässt und auf unser Vertrauen zu ihm zählt.

Dieser Vatername stellt aber keine Definition dar, die uns gleichsam über Gott verfügen liesse. Auch er ist bloss Annäherung, Symbol und weist auf einen hin, der nicht

in Worte zu fassen ist, auf ein unzugängliches Licht. Die scheinbar selbstverständlichsten Namen – „Gott“ oder „Vater“ – verlangen von uns einen besonders sorgsamem, diskreten und nüchternen Umgang. Es gilt, unser Staunen darüber zu bewahren, dass wir über solche Namen verfügen, oder gerade nicht allzu sehr darüber „verfügen“ sollen.

Ich bin

Ja, Gott offenbart sich uns als „Person“. Doch Achtung: Für uns ist eine Person notwendigerweise ein Mensch. Wir kennen keine anderen Personen. Personen, das bin ich und das sind die Menschen um mich herum. Auf Gott angewendet ist der Ausdruck zwar nicht falsch, aber unangemessen, ein Bild, ein Symbol, das über das hinausweist, was das Wort an allzu Konkretem, Subjektivem, Unmittelbarem und Einschränkendem beinhaltet. Wohl ist Jesus zu einer menschlichen Person geworden, nicht aber der Vater. Trotzdem wäre es völlig abwegig – um dem Unangemessenen an diesem Begriff zu entgehen – sich Gott gedanklich und kritisch als einen unpersönlichen Gott vorzustellen, nur noch als Urprinzip, als treibende Kraft zum Beispiel, die der Schöpfung und ihrer Evolution inneohnt...

Als Gott sich Mose im brennenden Dornbusch offenbarte, hat er sich „Ich bin der ich bin“ (Exodus 3,14) genannt. Gott ist also ein „Ich“, der sich an mich wendet, indem er mich „Du“ nennt. Dieser „Ich“ hat ein Selbstbewusstsein, einen Willen, eine Freiheit; er hat ein Vorhaben, das er zu Ende führt. Er will mit jedem von uns einen

zutiefst persönlichen Bund eingehen, den Bund eines Vaters mit seinen Söhnen und Töchtern, die so erwachsen wie nur möglich sein sollen, der Bund eines Schöpfers mit seinen Partnern, eines Herrn, der sich als der Diener aller erweist, ohne seine Verantwortung ihnen gegenüber abzugeben, mit der Autorität einer schöpferischen, rettenden und also befreienden Liebe. Und könnte denn Liebe anders als zutiefst persönlich sein?

Wenn sich Gott nun „ich bin“ nennt, so schliesst dies ganz selbstverständlich mit ein, dass er „ist“. Wird uns dies erst einmal bewusst, so führt es auch unseren gedanklichen Weg weiter.

Sein

Der Weg dieser Gottesnamen hat uns vom Entferntesten zum Nächsten geführt. Gehen wir nun noch einen wichtigen Schritt weiter. Der Name „Vater“ führt uns, wenn wir dessen Geheimnis auch nur ein wenig erahnen, in eine grosse Intimität mit Gott hinein, in eine tiefe Erkenntnis seines Angesichts (das sich im Angesicht Christi widerspiegelt). In diesem Erkennen nähern wir uns Gottes eigentlichem Wesen, seinem eigentlichem Sein. Der Hebräerbrief (1,3) nennt Christus in diesem Zusammenhang das „Siegel seines Wesens“: Als Abdruck im Wachs zeigt das Siegel das genaue Abbild dessen, was Gott ist. Wenn wir sagen, dass Gott ist und vor allem, wenn wir von Gott als vom Sein sprechen, in dem die ganze Wirklichkeit seine Einheit findet und über sich hinauswächst, so setzen wir diese Erkenntnis in Beziehung zur Welt und ih-

rer Geschichte – und also zu etwas Objektivere als der Begriff des Vaters.

So wie ich mich selbst und meine Umgebung erfahre, bin ich notwendigerweise auf der Suche nach dem, was ist, nach dem Sein. Ich ahne dessen Einheit, ja diese erscheint mir gar als notwendig; aber ich nehme davon nur bestimmte Seiten, unzusammenhängende Teile wahr („Seiende“, wie die Philosophen sagen). Und dies auf dem Hintergrund einer anderen Erfahrung, der Erfahrung des Nicht-Seins nämlich: der Begrenzung, des Todes, des Verlorenseins. Ich erfahre mich mit einem Defizit an Sein und sehne mich nach dem, was der Wirklichkeit und damit auch meiner Wirklichkeit Boden geben kann. Nun bin ich also eingeladen, diesen Boden in Gott zu erkennen, im Sein an seiner Quelle, im Sein, aus dem ein jedes Sein entspringt, im Sein in seiner alles Erkennen übersteigenden Transzendenz, da, wo es weder Vergangenheit noch Zukunft gibt, im beständigen, ewigen, überall gegenwärtigen Sein, das alles erfüllt, alles umfängt und alles erneuert, im Konzentrat, im Herzen allen Seins.

In all dem aber ist nichts Starres oder Statisches. Gott ist tatsächlich – er selbst mit seinem Wort und seinem Geist – „Leben, Weben und Sein“ (vgl. Apostelgeschichte 17,28). Auch wenn wir Gott die Beständigkeit eines Felsens zuschreiben, können wir in ihm zugleich auch die Lebendigkeit eines Lüftchens sehen. Er zeigt sich vor allem als der Lebendige und gerade darin offenbart er sich als das Sein.

Doch ist das alles nicht nur Abstraktion? Nein, denn ich mache ja ganz persönlich die Erfahrung des Seins, das ich bin, des Seins, an dem ich Anteil habe, der Welt, von

der ich mich abgrenze. Und im Gebet kann ich zu Gott sagen: In deiner ganzen Transzendenz und Unermesslichkeit, bist du der Grund und das Ziel meiner selbst und des ganzen Universums. Ja, selbst in deiner Immanenz bleibst du transzendent und bist mir näher gar als was mir am allernächsten ist. In dir „leben und weben und sind wir“ (Apostelgeschichte 17,28); in dir bin und existiere ich, in dir kann ich „ich“ sagen und bin ich Person, denn dein Sein ist Person und ist Liebe. Oder auch: dein Sein ist Liebe, das Allerpersönlichste nämlich.

Es ist mir äusserst wichtig, dass ich sagen kann: der Gott meines Glaubens, mein Vater im Himmel, ist auch der Gott der Wirklichkeit, das Sein allen Seins. Wobei allerdings zuzufügen ist, dass sein Wesen für mich Geheimnis bleibt, denn mir sind nur Teile des Seins zugänglich und diese erlauben es mir nicht, mit meinen Gedanken das Geheimnis des Seins zu ergründen.

Für Paulus besteht kein Zweifel: der Gott, den ich in meinem Glauben kennen, erkennen und lieben darf, ist derselbe, dessen Existenz ich in der Schöpfung wahrnehme. „Denn was von ihm unsichtbar ist, seine unvergängliche Kraft und Gottheit, wird seit der Erschaffung der Welt mit der Vernunft an seinen Werken wahrgenommen.“ (Römer 1,20) Es handelt sich dabei um eine erste, noch unvollständige Offenbarung Gottes, die darauf wartet, noch klarer, tiefer und persönlicher zu werden. Wenn wir nun im Beten von Gott als Vater zu Gott als Sein übergehen, wie wir das eben vorgeschlagen haben, so gelangt diese erste, noch unvollständige Gotteserkenntnis, wie wir sie nannten, auf diesen geistlichen Weg zu ihrem Höhepunkt: „Gott, alles in allen und in allem“ (1 Korinther 15,28).

Und vor allem: alles in mir, alles in uns; und ich und wir ganz in ihm.

EIN DRITTER WEG

Von Erinnern zu Erinnern

Hier gehen wir nun von der Erfahrung einer Not aus, in der wir uns verlassen fühlten, wo wir das Gefühl hatten, dass unser Schreien nicht gehört wird und unser Warten nirgends hin führte. Sicher, da hätte ich auf Ablenkungen, auf billigen Trost zurückgreifen können, hätte Zuflucht suchen können im Oberflächlichen. Doch das will ich nicht. Da stelle ich höhere geistliche Ansprüche. Da erwarte ich mehr.

Hier kommt mir meine Erinnerung ein erstes Mal zu Hilfe und lässt mich darüber meditieren, was die Gegenwart des Herrn im Leben eines Menschen bedeuten kann. Wenn ich an Gott denke, wird mein Klagen jedoch nur noch grösser. Es verstärkt nur das Gefühl des Versagens, die Unruhe, die mir den Schlaf raubt, den Hang zur Verzweiflung. Es ist als ob diese Art des Erinnerns sich allzu sehr um mich selbst und meine Not drehen und mich damit einschliessen würde in mir selbst.

In einem zweiten Anlauf wird dieses noch derart vage Erinnern präziser. Man denkt an vergangene Tage, an die Jahre des Zusammenseins mit dem Herrn, man erwacht des Nachts und erinnert sich an die Stimmen der Lieder

und an das Lob, das unserem Herzen entstieg. Auch hier nimmt das Erinnern die Form einer Meditation an und wandelt sich in ein Fragen: Hat der Herr sich verändert? Vielleicht gar endgültig verändert? Ist seine Liebe erloschen, sind seine Worte versiegt? Er, der ganz Annehmen war, hat er nun zu verwerfen begonnen? Er, der Vergebung verhiess, lässt er seinem Zorn nun freien Lauf? Hat seine Offenheit sich in Verschlossenheit verwandelt? Und all diese Fragen legen die Feststellung nahe: Nein, die Rechte des Herrn ist nicht mehr dieselbe.

Trotz allem hält das Erinnern aber durch und findet zu einem dritten Anlauf. Nun geht es weiter zurück in der Zeit und wird weniger subjektiv. Trotz meinen Gefühlen und Erfahrungen beginnt es über all das zu meditieren, was der Herr für sein Volk, für seine Kirche getan hat; über all die grossen Taten, über die man einst gestaunt hat. Die grössere Distanz lässt einen Heilsweg erahnen, aber auch Gottes Grösse spüren, mit der er – diskret wie immer – sein Volk begleitet. Statt Gottes Handeln mit dem zu vergleichen, was wir an seiner Stelle tun würden, beginnt der Glaube nun Gottes Handeln zu entziffern, ein Handeln, das weder mächtig eingreift noch schwach alles gehen lässt, sondern ganz anders ist, geheimnisvoll.

In der jüdischen Tradition geht die Erinnerung so zurück und macht sich fest am Urereignis: der Befreiung beim Durchgang durch das Rote Meer. Von hier aus wird dann die ganze Geschichte gedeutet. Für die Christen macht sich der Glaube an dem fest, was für sie das Urereignis ist: der Durchgang Christi vom Kreuz zu seiner Auferstehung, wie er im Durchgang durch das Rote Meer vorausgenommen und symbolisiert war, und dem Gottes

Gang mitten durch sein Volk vorausging. Ja, Christus ist durch die Urflut des Todes gegangen und hat sich an die Spitze seines Volkes gesetzt, von Adam und Eva bis zum letzten Gläubigen der Geschichte, um sie zu seinem Vater zu führen. In der Taufe ist mir dieses Urereignis auch ganz persönlich geworden. Von da aus darf ich voller Hoffnung deuten, was in meinem Leben geschieht. Der Blick ist nun zwar weniger subjektiv als zu Beginn, doch nicht weniger persönlich – sowohl persönlich als auch gemeinschaftlich nämlich.

So hat das Erinnern von Anlauf zu Anlauf den Sieg des Glaubens und der Hoffnung über das Gefühl der Bedrängnis und die Versuchung des Verzweifeln errungen, den Sieg des Ostermorgens.

Vielleicht ist in diesen letzten Seiten eine Paraphrase von Psalm 77 erkennbar geworden.